

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Ein Denker
Autor: Glauser, Fred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

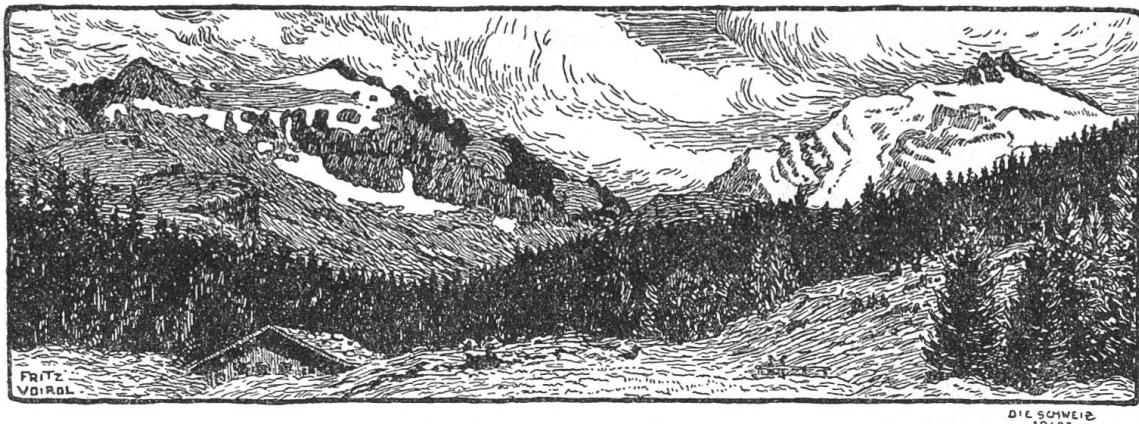
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Meine Heimat

Eine Tanne raunt in ihre Bärte
 Märchendunke Lieder ohne Klang,
 Wo der Winter Einsamkeiten nährte,
 Bis im Sommersturm das Eis zersprang.

Dumpf und feindlich klingen dort die Worte,
 Weil die Liebe keusch in Fesseln klagt,
 Und das Herz hat eine enge Pforte,
 Daz man schwer und mühsam „Danke“ sagt.

Auf die Dächer stürzen Schattentürme
 Von dem Sturz der stolzen Felsengracht,
 In die Fenster brennen Sonnenstürme
 Segenüber aus der Sletscherwacht.

Heißes Lichtverlangen, Todesschweigen
 Klammern sich dem Kinde schon ans Herz,
 Weil die Wege nur zu Tale steigen
 Oder felsenstufig himmelwärts.

Suido Looser, Zollikon.

Ein Denker.

Nachdruck verboten.

Novelle von Fred Glauser, Zürich.

Tout ce que touche l'amour est
 sauvé de la mort.
 Romain Rolland.

Mathias Johannes Herzfeld war ein kleiner, dicker Mann, der täglich elegant und korrekt, mit tadellosem, steifem Hut durch die Straßen der altägyptischen Stadt rollte. Ein weißseides Taschentuch quoll aus der Tasche seines Überziehers wie der Schaum des Bieres, das er allabendlich im Garten einer kleinen

Wirtschaft zu sich nahm. Gewöhnlich, wenn er mit gerunzelter Stirn und hochgezogenen Brauen, die Ellbogen am Körper, in der einen Hand den Spazierstock, in der andern orangefarbige Handschuhe, in den Parkanlagen spazierte, drehten sich die Leute lächelnd um, sahen ihm nach und konnten eine spöttische Bemerkung nicht unterdrücken. In solchen Augenblicken wurde Mathias Johannes Herz-

feld dunkelrot, nahm seinen Hut ab und wischte sich die Stirn mit dem weißeide-nen Taschentuch. Er litt unter der Lächer-lichkeit. Denn er war Professor der latei-nischen Sprache am städtischen Gym-nasium, Denker und Dichter.

Er wohnte mit seinen Eltern in einem alten, großen Hause, das inmitten der Altstadt vornehm und unnahbar mit spöt-tischem Tor und stolzen Fenstern in einer kleinen Gasse stand. Sein Vater war schon Professor gewesen; hager, mit langem weißem Bart, einem goldenen Klemmer auf der Nase, ging er sommers wie winters mit hell gestreiften Beinklei-dern und gelben Schuhen, ohne Ueber-rock und Hut, mit schwerem Knotenstocke spazieren. Seinen Sohn hatte er nie be-achtet; er lebte dahin, befriedigt von sei-ner eigenen Würde und Originalität. Frau Herzfeld hingegen war klein und dick, mit rotem Gesicht und weißen, fal-schen Zähnen. Von ihr hatte Mathias den gefährlichen Embonpoint geerbt.

In einem großen Zimmer im dritten Stocke verbrachte Mathias seine freie Zeit unter Büchern und Heften, allein und un-gestört, plagte sich tagsüber mit seinen Schülern und dichtete abends an einem philosophischen Epos „Die Irrfahrt des Einsamen“.

„Die Irrfahrt des Einsamen“, das Werk, an dem Johannes Mathias Herz-feld nun bald zehn Jahre schrieb, hatte eine kleine Vorgeschichte. Einst hatte er, halb im Scherz, ein paar tief wehmütige Verse geschrieben, die voll Trauer und Mitgefühl das Schicksal eines armen Man-nes beschrieben, der vor kurzem verein-samt, alt und unglücklich in einer Dach-kammer gestorben war. Er las das kurze Gedicht einigen Freunden vor, die Ge-fallen daran fanden und ihm, wie es in solchen Fällen üblich ist, dichterisches Kön-nen und tief menschliches Fühlen zu-sprachen. Mathias glaubte an das Lob, zweifelte jedoch an seinem Mitgefühl. In Wahrheit war ihm dieser alte Mann vollkommen gleichgültig, gefühlt hatte er nichts. Er beschloß daher, reinem Denken sich zuzuwenden und jeglichem sentimen-talen Erguß fern zu bleiben. Seine Ge-danken zwang er in gewisse Bahnen, ver-bot ihnen, sich in trivialen Gesprächen

Luft zu machen, verriegelte ihnen jegliche Tür ins Freie, Phantastische, bis sie ab-gemagert und asketisch, mürrisch und ver-drossen auf trockenen, staubigen Wegen gingen. Nun erst fühlte sich Mathias so recht in seinem Elemente; einsam, los-gerissen von allen Freuden, schwelgend im rein Abstrakten, begann er alles Menschliche zu verachten, blickend voll Ab-scheu auf seine Mitmenschen, lebend der reinen Form, die Dinge nur sieht, soweit sie sich von der Materie lossagen und Ding an sich werden.

Er las Buddha und Nietzsche, Schopen-hauer und Kant, verstand sie falsch und war doch glücklich, sie gelesen zu haben. Er nahm prägnante Stellen aus ihren Büchern, versuchte sie in gebundene Form zu bringen. Es gelang, er fand seinen Ge-danken schön und fuhr fort, Ideen und philosophische Konzepte gereimt wieder-zugeben. Alle Denker las er durch, dichtete sie um und arbeitete. Der Schöpfer einer neuen, noch nie dagewesenen Den-kungsform wollte er werden, einer allge-meinen Weltanschauung, die alle Sy-steme anerkennt und verfettet, Poesie und reinen Verstand zu einem sonderbaren Doppelgeschöpf verbindend. Die Alltags-menschen konnten dies nicht verstehen, und einige Freunde, denen er Bruchstücke seines Werkes vorgelesen hatte, lachten ihn heimlich aus. Er fühlte sich verlebt, da er den Widerspruch merkte zwischen seinem kleinen aufgedunsenen Körper und den himmelstürmenden Ideen, die er entwikkelte. Und da er eitel war, litt er viel und schloß sich gegen jedermann ab. Ihm wurde nicht bewußt, daß seine Ge-danken nach Schreibstisch und Schulluft rochen und seine Verse den Gebrauch eines Reimlexikons nur zu sehr merken ließen. Er glaubte an die Identität von Arbeit und Genie und war überzeugt von der Genialität seines Schaffens.

Den Titel hatte er gefunden, den Titel zu seinem großen Werk: „Die Irr-fahrt des Einsamen“.

Eines Tages lustwandelte er in den Parkanlagen der kleinen Stadt; da stieß ihn unversehens ein vorübergehender Packträger so hart an, daß sein Hut in weitem Bogen zur Erde fiel. Der Wind trieb ihn weiter, und Mathias Johannes

Herzfeld rannte mit unbeholfenen Sprüngen, rotem Gesicht und schweißtriefender Glatze hinter seiner Kopfbedeckung her. Wieder kehrten sich die Leute um, machten spöttische Bemerkungen. Endlich, außer Atem, fing er seinen kostbaren Besitz wieder ein, wischte ihn mit seinem seidenen Taschentuch sorgfältig ab, trocknete seinen Kopf und setzte, rot vor Scham und Aufregung, mit zu Boden gesenktem Blick, seinen Weg fort. Einmal noch blickte er scheu auf und sah eine Frau, lang und hager, mit vorspringenden Backenknöchen und breitrandigem braunem Strohhut. Sie hatte braune Augen, wie Mathias sofort feststellte, und blickte ihn ruhig und spöttisch, fast mitleidig an.

„Mitleid tut gut,“ ging es ihm durch den Sinn, doch gleich darauf besann er sich seiner Einsamkeit, schalt sich menschlich und trivial und setzte hocherhobenen Hauptes, fast freudig seinen Weg fort. Er fühlte sich unverstanden und verspottet, Märtyrer seiner Ideale, Priester einer noch unverstandenen Form.

Nächsten Tages traf er dieselbe Frau wieder. Sie sah ihn fast ehrfurchtsvoll an, und Mathias errötete vor Freude. „Mir steht mein Wollen auf der Stirne geschrieben, und sie bemerkt es,“ dachte er. Freundlich hob er seinen Hut, die Fremde senkte den Kopf.

Abends fühlte er sich einsam wie noch nie. Zehn Jahre hatte er nun gelebt, gearbeitet, streng und unerbittlich gegen sich selbst. Zehn Jahre hatte er sich eingeredet, das Einsamsein sei Genuss und Freude. Er überlas die Gedanken Buddhas über das Weib:

„Was ist das Weib? Ein laues Bad, Darin man sich die Adern schneidet; Sie ist ein schnellbeschwingtes Rad, Das uns zermälmt und doch nicht leidet. Sie ist ein herrlich duftend füßer Baum, Und sie betäubt, und sie vergiftet uns Und lebt doch weiter ungestört in Zeit und Raum.“

Er fand den Gedanken beherzigenswert und tief, stolz, männlich und tapfer. Auch schwelgte er zufrieden in dem verhallenden Rhythmus seiner Verse.

Von weit her tönte ein Glöckenspiel durch die Nacht. Leise und unwahrscheinlich wie aus der Vergangenheit klimperte die alte Melodie über die Dächer; bald

schwoll sie an, als wolle sie in die Zukunft tönen, bald vergaß sie sich, verwehend in alten Zeiten. Und Mathias Johannes Herzfeld, der so lange die Frauen verachtet und geshmäht hatte, ohne sie zu kennen, sie beschimpft hatte als Lasterpfuhl und Dünghäusen, aus Schüchternheit vielleicht und leiser, unbestimmter Furcht, beschloß, es mit einer andern Einsamkeit zu versuchen, der Einsamkeit zu zweien, der Ehe.

Natascha Rabinowitsch hieß die Frau mit den vorstehenden Backenknöchen und den braunen Augen; sie war Studentin der Medizin und hatte ein gutes Herz. Sie bedauerte und bewunderte zugleich den kleinen dicken Mann, weil sie fühlte, daß er mehr sei, als er schien. Als Herzfeld sie am nächsten Tage anredete, war sie gar nicht verwundert, sondern lächelte gütig, machte ihm Mut und unterhielt sich eine Stunde lang mit ihm. Sie kannte ihn rasch, verstand seine Eitelkeit und entschuldigte sie, erstaunte über seinen trockenen Professorenverstand und seine ungeschickten Verse, lobte sein Werk, das er ihr in großen Zügen auseinandersetzte. Sie trafen sich täglich, sprachen viel, doch nie von Liebe.

Einmal kam der alte Professor Herzfeld vorüber, als beide nebeneinander auf einer Bank saßen. Einen Augenblick blieb er stehen; seine lange Nase schwankte bedenklich über seinem weißen Bart, sein Klemmer fiel herunter und pendelte eine Zeit lang auf seiner Brust hin und her. Dann holte er tief Atem, senkte steif den Kopf und ging weiter.

Beim Abendessen sah er seinen Sohn an und fragte trocken: „Deine zukünftige Frau, das?“

„Ja, meine zukünftige Frau.“

„So, so, gut! Russin? Ja? Macht nichts. So schnell als möglich erledigen, nicht wahr? In zwei Monaten heiratet ihr!“

Mathias wurde rot, nickte mit dem Kopfe. Sein Vater blickte ihn an, räusperte sich: „Hoffe, ihr werdet glücklich sein. Du bist fünfunddreißig, sie wird auch so alt sein, schäze ich. Könnt im zweiten Stock wohnen.“

Und tatsächlich wurden noch im gleichen Monat folgende Einladungen versandt:

„Herr und Frau Professor Alexander Herzfeld erlauben sich, zum Hochzeitsfeste ihres Sohnes Prof. Dr. Mathias Johannes Herzfeld mit

Fräulein Natasha Rabinowitsch ergebenst einzuladen.“

Und Mathias Johannes Herzfeld richtete sich mit seiner Frau im zweiten Stock des großen, alten Hauses ein. Noch hochmütiger als sonst blickten die Fenster auf die Straße, und das Tor schien seinen Teil zu denken über die Barbarin, die nun in diesen ehrwürdigen Räumen wohnte.

Respektvoll und aufmerksam lebten Mann und Frau nebeneinander. Natasha bewunderte sogar ihren Mann und verehrte in ihm einen großen Denker und hochherzigen Idealisten.

„Du solltest dein Epos beendigen,“ sagte sie eines Tages zu ihm, „es herausgeben und dich der Welt nicht länger vorenthalten.“

„Ich hätte es schon längst getan, doch ich scheue die Öffentlichkeit, den platten Alltagsmenschen, der sich über meine Gedanken lustig macht. Ich möchte mein Werk erst nach meinem Tode gedruckt wissen. Vielleicht, daß ich eines Nachruhms gewisser bin.“

„Nein, gib es jetzt heraus; die Menschen sollen dich kennen und rühmen, weil du Neues gefunden und verwirklicht hast.“

Mathias hatte Angst. Seine Arbeit war abgeschlossen. Zehn Jahre hatte er mit ihr gelebt, in ihr gedacht, und nun sollte er plötzlich leer dastehen, ohne Zweck und Ziel. Doch er würde berühmt werden, nicht mehr veracht und verspottet von den andern Leuten. Sie würden in ihm einen Denker erkennen, einen großen unabhängigen Geist. Seine Schüler würden ihn verehren und später mit Stolz sagen: „Ich habe bei dem berühmten Herzfeld studiert.“

Er trug sein Werk zum Verleger.

Angstvoll wartete er auf die Kritik. Es kam keine. Niemand kaufte das Buch. Da, eines Tages wurde ihm eine Zeitung zugesandt, rot angestrichen. Er las: „Ein philosophischer Dichter“. Endlich wurde sein Buch kritisiert. Je weiter er las, desto entsetzter wurde er. Was hatte er dem Menschen getan, der ihn so in den Schmuck

zog? Man beschuldigte ihn, abgeschrieben zu haben, gestohlen, nichts Eigenes gebracht zu haben. Schöne fremde Gedanken in plumper Form. Mathias war bestürzt. Seither fand sein Buch reißen den Absatz.

Sobald er sich auf der Straße zeigte, blieben die Leute stehen und zeigten auf ihn. „Der einsame Falstaff!“ hörte er spöttisch flüstern. Auch im Gymnasium wurde er von seinen Versen verfolgt. Einmal sollte er ausnahmsweise in der Sekunda unterrichten. Er kannte die Klasse nicht und fürchtete sich ein wenig. Vielleicht hatten die Knaben sein Buch gelesen und würden über ihn spotten. Doch nichts ereignete sich. Er begann Mut zu fassen und fing an, die Hauptzüge der Religion Buddhas darzulegen, das Asketentum Indiens, erzählte ihnen von den strengen Jüngern, die ihre Bekleidung nachts den Toten aus den Gräbern nehmen, schilderte die Freuden des Nirwana. Aufmerksam lauschte die Klasse, und Mathias fühlte, ruhiger werdend, daß Spannung jede Spottlust verscheuchte.

„Ich glaube,“ rief plötzlich eine Stimme ganz hinten aus der Klasse, „man hat die Philosophie Buddhas poetisch wiedergegeben, nur erinnere ich mich nicht mehr wer. Es lautete, glaube ich, folgendermaßen.“

Und mit komischem Pathos, der alle andern zum Lachen brachte, deklamierte ein großer, hagerer Schüler mit rotem Haar und tiefenstem Gesicht:

Was ist das Weib? Ein laues Rad,
Darin man sich die Adern schneidet.
Sie ist ein schnell beschwingtes Rad,
Das uns zermalmt und doch nicht leidet.“

„So,“ sagte Mathias Herzfeld, „und wie finden Sie diese Verse?“

„Miserabel!“ antwortete der Schüler.

Mathias Johannes Herzfeld sagte nichts. Stumm nahm er Ueberrock und Hut von der Wand und ging langsam Schrittes mit rotem Gesicht der Türe zu. Er wollte nach Hause. Nie hätte er gedacht, so unverstanden zu sein, so verhöhnt zu werden. Niemandem hatte er etwas zuleide getan, er war gut gewesen mit seinen Schülern, vielleicht ein wenig hochmütig. War denn sein Buch so lächerlich? Er verglich es mit sich selbst.

Es schien mit ihm eins zu werden. Wie er, war es lächerlich in der Form, aufgedunsen und schwerfällig, und wie er trug es große Ideen in sich. An den Ideen konnten sich die Leute nicht vergreifen, die waren ewig. Sie stammten ja gar nicht von ihm. Von andern waren sie, von Größeren. Und plötzlich fing Matthias Johannes Herzfeld an zu schluchzen. Auf offener Straße wischte er sich die Augen mit seinem großen weißseidenen Taschentuch. Er begriff, daß nichts in seinem ganzen, großen Werk von ihm stammte, daß sein ganzes großartiges Epos aus zusammengesuchten Gedanken anderer bestand und daß sein Ideal, an

das er so fest geglaubt, nichts weiter als eine fleißige, pedantische Professorenarbeit sei.

Daheim erwartete ihn seine Frau. Still kniete er vor ihr nieder und legte seinen großen, dicken Kopf in ihren Schoß. Hell glänzte seine Gläze. Von Zeit zu Zeit schluchzte er auf. Er fühlte den warmen Körper durch das leichte Kleid. Etwas sprang in ihm. Dunkel stieg in ihm ein eigenartiger Gedanke auf: „So viel habe ich gesehen, so viel habe ich gelesen, so viel habe ich verstanden, und doch habe ich nichts gefühlt!“

Eine Frauenhand strich leise über seinen Kopf.

Hans.

Ein Idyll von Robert Walser, Biel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wenn Hans nachher, als vieles anders geworden war und er sich mit ganz andern Dingen beschäftigt sah, an die Zeit zurückdachte, die er hauptsächlich mit Schlendern, Herumstreifen und Spazieren zubrachte, so erinnerte er sich mit innigem Vergnügen z. B., d. h. zuallererst, daran, daß es ihn eines Abends, nach dem Nachtessen, als es schon zu dunkeln anfing, zum nahe gelegenen See sanft hinauszog, wo er sich auf eine Ruhebank setzte, um dort unter dem zarten Geäste eines feingezweigten Weidenbaumes eine Stunde lang zu träumen, währenddessen es aus grauem Sommerabendhimmel, regnerischem Wetter entsprechend, leise auf den See herabregnete, als weine es in stillen sanften Tropfen aus einem tränengefüllten Auge. Er entsann sich später, da ihm äußere Umstände längst ganz andere Eindrücke aufgenötigt hatten, deutlich der schönen Abendstunde mit der rührend feinen Regenstimmung, die er damals am See erlebte, wo er sich unbeküllt seinen Gedanken und Gefühlen überlassen durfte, was ihm die lebhafteste Freude bereitete, wo die Wellen mit sorgfältigem, entzückendem Geplätscher an das warme freundliche Ufer schlugen, wo aus dem weichen, dunkeln Wasser allerlei verwandtschaftliche herzgewinnende Gestalten, unter anderen die Gestalt des alten Vaters und die liebenswürdige Er-

scheinung der Mutter, unter bedeutenden edlen Gebärden an die Luft emporstiegen. Eine herrliche Wehmutsanftheit und Schönheit lag da über der Landschaft; der hohe Berg sank, von zärtlichen Gewalten herabgezogen, milde und unter wunderbarer Geste in die Tiefe, wo er sich im blanken glatten Wasser widerspiegelte, und der weite See war still wie ein Kind, das schläft und träumt. Das zarte Geräusch des Regens vergrößerte, verstärkte noch die allgemeine Ruhe, die ringsherum herrschte, und die große Stille, die gleich einem Abendvogel lautlos hin und her rauschte, erfuhr durch einen kleinen, zaghafsten Wind, der schüchtern aus Westen daherkam, nicht die geringste Veränderung. Auf dem abendlichen und später nächtlichen Wasser schwieben, wie von vertraulichen Empfindungen in Bewegung gesetzt und wie von schönen Gedanken fortgezogen, einige Nachen oder Boote an dem Stillsitzen vorüber, und nur von Zeit zu Zeit störte ein später Spaziergänger mit seinen Schritten den Sinnenden am Sinnen.

Seines Wissens stand er am nächstfolgenden Tag auf dem hohen Felsen, der sich dicht am See erhebt, und schaute mit verwunderten Augen in die helle, blitzende Tiefe, die von sonnigen Gebilden und Gegenständen glänzte. Der See glich einem traulichen Lächeln, das Wasser